

„Jude“. Es bedeutet für sie etwas Häßliches, etwas Unheilvolles, etwas Tödliches. Jahrelang hatten sie dieses Wort vermieden, sie hatten gelernt, über ihre Vergangenheit zu lügen“ (Seite 72). Die kleine Zosia wurde von ihren Pflegeeltern aus Angst, es könnte ihnen das Kind entrissen werden, zwei Jahre lang in einen Schrank gesperrt und nur nachts herausgelassen. Das Kind sprach lange Zeit kein Wort, es wurde für stumm gehalten; denn es war ihm eingeschärft worden, sich ganz still zu verhalten. Die dadurch entstandenen schweren seelischen Schäden lassen sich nicht ohne weiteres beheben. Die Kinder, die man in kath. Heime gegeben hatte, wurden, obwohl sie nach jüdischem Ritus beschnitten waren, getauft und christlich erzogen. Auch dort hatte man den Kindern gelehrt, daß Juden häßlich seien. Wir wollen annehmen, daß man diese ahnungslosen und wehrlosen Kinder deshalb taufte, um sie besser zu schützen und vor den deutschen Behörden als Christen bezeichnen zu können. Den Nonnen mag es bei einer falschen religiösen Einstellung vielleicht gar nicht zum Bewußtsein gekommen sein, daß es nicht in Ordnung war, eine Notlage sondergleichen, in der sich diese Kinder befanden, zu benutzen, um sie in der christlichen Religion zu erziehen³. Die Schwestern waren einfach dieser Aufgabe nicht gewachsen. Sie konnten diese jungen Tiere, bar jeder Erziehung, nur mit der Rute bändigen. Ohne es zu wollen, verkehrten sie das Natürliche in das Unnatürliche, ja das Menschliche in Unmenschlichkeit. Und doch hätten diese Kinder vor allem eine Mutter gebraucht. Dieses Versagen mußte heute bei der Reform der Ordensgenossenschaften ernstlich bedacht und ergründet werden. Diese erschütternden Tatsachen zeigen, daß wesentliche Haltungen in der Ordenserziehung nicht ausgebildet wurden. Schwestern, vor allem wenn sie sozial-caritativ und sozial-pädagogisch tätig sind, müssen zu einer Fraulichkeit herangebildet werden, deren Mitmenschlichkeit und Klugheit man menschliche Not anvertrauen kann. Auch die Ausbildung der Priester liegt in dieser Hinsicht im argen. Wir lernen zu wenig aus den schweren Erfahrungen, die wir, wie keine andere Generation, gemacht haben. Sowohl die Pastoraltheologie als speziell die Pädagogik müßten diese und viele ähnliche Erlebnisse aufgreifen und sie zu Ergebnissen führen. G. v. Mann

KLAUS MANN: *Der Vulkan*. Roman unter Emigranten. München 1968. Nymphenburger Verlagshandlung. 424 S.

Die Nymphenburger Verlagshandlung, die die Werksausgabe der Schriften von Klaus Mann betreut, hat nun auch seinen Roman „Der Vulkan“ herausgebracht. Er hat das Emigrantenschicksal selbst zum Gegenstand. Es wird durch mehrere Einzelschicksale verdeutlicht, die in straffer, reportagehafter Skizzierung geschildert werden. Vor allem aber geht es um die Not der Heimatlosigkeit. Das Exil wird von Klaus Mann als eine harte Schule be-

und Ghetti überlebt hatte... Fast alle Kinder wurden in den hiesigen (israelischen) „Jugendgesellschaften“, in den Siedlungen und in den Institutionen absorbiert... Von 1945 bis 1948 übernahm die Jugendaliyah weitere 16 000 Kinder... Die Jugendaliyah bemühte sich, ein eigenes, geeignetes System zu entwickeln und Erzieher und Lehrpläne unter solch abnormen Bedingungen vorzubereiten. Auf diesem Gebiete ist Interessantes geleistet worden...“ (S. 101–102).

Es sei noch angemerkt: Bei meinen ersten Aufenthalten in Israel hatte ich Gelegenheit, in diesen Monaten eine Reihe von Institutionen zu sehen, wo solche Jugendliche lebten und arbeiteten. Wie oben erwähnt, sollten wir diese tief beeindruckenden Erfahrungen auf diesem speziellen Gebiet aufgreifen. [Anm. G. Luckner]

³ Vgl. Die Affaire Finaly. In: FR VI/21/24. S. 42 f.; VII/25/28. S. 48 f.

griffen, die diejenigen, „die durch sie gingen, zu Menschen formte“. Die Grundsituation des Exulantendaseins hebt nicht die Unterschiedlichkeit der persönlichen Erfahrungen auf. Die einzelnen Emigranten erleben Menschliches und Allzumenschliches. Aber bei aller Verschiedenheit der Charaktere wissen sie sich eins in der Ablehnung des Faschismus. Der Roman ist ein Zeugnis des Willens zum Widerstand. Für die Erschließung dieses wichtigen Dokumentes zur Zeitgeschichte und zum Verständnis des Emigranten, der auch in der Ferne noch mit allen Fasern seines Herzens an Deutschland hängt, gebührt dem Verlag Dank. W. E.

HANNA MORTKOWICZ-OLCZAKOWA: Janusz Korczak, Arzt und Pädagoge. Aus dem Polnischen übersetzt von Henryk Bereska. München/Salzburg 1968. Verlag Anton Pustet. 276 Seiten.

Man nannte ihn den polnischen Pestalozzi, diesen Henryk Goldszmit, den schon so früh die Leidenschaft ergriff, den benachteiligten Kindern zu helfen, zu einem menschenwürdigen Dasein hinzuhelfen. Er hätte als Arzt eine glänzende Karriere machen können. Auch als Schriftsteller. In ungezählten Artikeln, Schriften, Büchern trat er für die Rechte des Kindes ein. Er schrieb und kurierte bis an sein Lebensende, nur sehr nebenher für seinen eigenen Geldbeutel, doch immer zum Wohle des Kindes. Im Hauptberuf wurde er Erzieher, Freund und Vater elternloser Kinder der ärmsten jüdischen Schichten. Er hatte für sich selbst – vielleicht schon in Gedanken an seinen Vater, der in geistiger Umnachtung gestorben war – auf Ehe und Familie verzichtet. Jahrelang leitete er auch ein Waisenhaus für polnische Kinder. Er war ein polnischer Jude. Zunächst mehr Pole als Jude. Aus kultivierter Familie stammend, die sich schon lange polonisiert hatte. Er liebte Polen, „die graue Weichsel“, Warschau, die Stadt, nach der er Heimweh hatte, wenn er anderswo war. Er hat die Schönheit der polnischen Sprache besungen. Sie war ihm das Instrument seines Träumens und Dichtens. Wenn er jüdische und polnische Kinder zusammen in den Ferienkolonien auf dem Lande hatte, hoffte er, die kleinen Juden würden beim Spiel mit den kleinen Polen die polnische Sprache sprechen und lieben lernen. Er verfaßte Kinderbücher, Romane, Schauspiele. Ein großes pädagogisches Beispielbuch – während des ersten Weltkrieges im Feldlazarett geschrieben –, das ganz aus seiner Erfahrung wuchs: „Wie man ein Kind lieben soll“. Jemand meinte, es müßte in der Bibliothek eines jeden Erziehers sein. In seinen ebenso schlichten wie meisterhaften „Plaudereien von Kindern für Kinder“ konnte man seine sanfte Stimme bis 1936 regelmäßig im polnischen Rundfunk hören, freilich ohne daß sein Name genannt wurde. Auch unter dem polnischen Pseudonym blieb Janusz Korczak der Jude. Daß auch in Polen die Judenfeindschaft zunahm, hat ihn, den Polenfreund, tief geschmerzt. Das Unheil, das im September 1939 von außen her über Polen hereinbrach, hat keinen Ahnungslosen getroffen, wenn auch das Ausmaß der Greuel und Verbrechen ihm wie uns nicht vorstellbar sein konnte. Aber er rechnete mit dem Überfall Hitlers und riet auszuwandern, wer immer gerettet werden wollte. „Sie werden ja doch kommen und uns ausrotten“, wußte er. Zweimal war er in den Jahren vor dem Krieg in Erez Israel. Bei der letzten Heimkehr kam er mit dem Gedanken, dem Wunsch, die Zeit, die ihm noch bliebe, in einem Kibbuz

zu leben. Aber er brachte es nicht fertig, Polen zu verlassen und seine Kinder. Mit ihnen zog er ins Ghetto, als sie ihr Haus auf der „arischen“ Seite räumen mußten. Als der letzte Befehl kam, der Todesbefehl nach Treblinka, hätte er nicht mitzugehen brauchen, man stellte ihm frei, sich zu retten. Wie hätte er vermocht, sich zu retten ohne die Kinder? Er starb mit ihnen an einem Augusttag 1942.

Janusz Korczak hat nicht in den religiösen Traditionen des Judentums gelebt. Aber er war ein Gottsucher und wurde es immer mehr, und er wünschte für seine Kinder, daß sie in den Ängsten des Lebens eine letzte Zuflucht wüßten. Sein Tagebuch aus dem Ghetto, das erhalten blieb, offenbart, mit welcher Inbrunst er betete. Bei der letzten Abendmahlzeit vor Ostern sprach er mit den 12 größten Jungen die hebräischen Gebete zum Seder-Abend und flehte mit aufgehobenen Händen zu Gott um Hilfe.

Korczaks Werke wurden nach dem Krieg in Polen neu aufgelegt, eines seiner Kindermärchen verfilmt. In Warschau entstand ein Korczak-Komitee. Ihm gehört die Autorin unseres Buches an, die mit Korczak bekannt war. Die deutsche Übersetzung erschien 1961 im Kiepenheuer-Verlag in Weimar. Es ist dem Pustet-Verlag in München und Salzburg zu danken, daß er sie jetzt einem weiteren Leserkreis im Westen bekannt macht.

Angela Rozumek

ARNOLD PAUCKER: Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und NS in den letzten Jahren der Weimarer Republik = Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte Band IV. Hamburg 1968. Leibniz-Verlag. 311 Seiten.

Über dem Leid, das der Nationalsozialismus über die Juden in Deutschland und später in fast ganz Europa brachte, dem Leid, dem sie ausgesetzt waren, ist allzu selten berücksichtigt worden, daß es auch einen jüdischen Widerstand gab. Dem Widerstand, der von jüdischen Organisationen, insbesondere dem Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, dem Nationalsozialismus entgegengesetzt wurde, ihren Bemühungen vor 1933, einen Sieg der Nationalsozialisten zu verhindern, widmet der Direktor des Londoner Leo Baeck Instituts Arnold Paucker das vorliegende Buch. Der erste Teil bringt eine Darstellung des Abwehrkampfes, der zweite Teil Dokumente. Das Buch ist die erweiterte Fassung einer Studie, die ursprünglich in dem Sammelband „Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik“ veröffentlicht wurde.¹ Inzwischen erschlossenes Archivmaterial mußte in den neuen Band hereingearbeitet werden. Es ändert zwar nicht das Bild, rundet es aber ab und bestätigt die bereits gewonnenen Erkenntnisse. In dem Abschnitt „Im jüdischen Lager“ geht der Verf. auf die Bemerkung von Theodor Heuss ein, manche Juden hätten sich unnötigerweise auf das Niveau ihrer Gegner herabgegeben in einer Situation, in der Zurückhaltung und vornehmes Schweigen eindrucksvoller gewesen wären, als Widerlegungen, die zeigten, wie sehr man sich getroffen fühlte. Der Verf. fügt dem hinzu; diese Argumentation „kleidet wahrscheinlich in Worte, was viele Juden selbst insgeheim dachten oder offen aussprachen“. (S. 37.) Verfasser geht auch auf den Streit über den Sinn der Abwehr antisemitischer Vorurteile zwischen den Anhängern des Centralvereins und den Zionisten ein. Die Abwehrargumente

werden im einzelnen geschildert, Einwände, auch die von Heuss, geprüft und widerlegt. Sehr wertvoll ist, was der Verfasser an zeitgeschichtlichen Einzelheiten in dem reichgestalteten Anmerkungsenteil mitteilt. Über das Thema der jüdischen Abwehr des Antisemitismus hinaus ist so dieses Buch ein unentbehrlicher Beitrag zum Verständnis der Zeitgeschichte.

W. E.

CHRISTIAN PETRY: Studenten aufs Schafott. Die Weiße Rose und ihr Scheitern. München 1968. Piper-Verlag. 252 Seiten.

Die „Weiße Rose“, der studentische Widerstandskreis um die Geschwister Scholl und ihren geistigen Mentor Professor Kurt Huber in München, war bislang in der wissenschaftlichen Literatur über den Widerstand im „Dritten Reich“ nur am Rande behandelt worden¹. Abgesehen von kleineren persönlichen Erinnerungen und eher unkritischen Festreden hatte lediglich Karl Dietrich Brachers 1963 erschienene Schrift „Wissenschaft und Widerstand – Das Beispiel der ‚Weißen Rose‘“ und die Dokumentation „Gewalt und Gewissen – Willi Graf und ‚Die weiße Rose‘“ (1964) an die Stelle oftmals pathetischer Verklärung eine tiefergreifende Klärung der Hintergründe und der Rolle dieser Widerstandsgruppe zu setzen versucht.

Petrys Arbeit wird zu einer teilweisen Revision unseres bisherigen Bildes dieser Gruppe und von den Möglichkeiten und Bedingungen des Widerstandes an den deutschen Hochschulen führen müssen. Der Verfasser hat in auch methodisch außerordentlich präziser Weise den Charakter, d. h. insbesondere die Form und die Motive, das Ausmaß und die Entwicklung des studentischen Widerstandes auf der Grundlage teils veröffentlichten, teils unveröffentlichten Materials untersucht, wobei ihm die von Hellmuth Auerbach vom Institut für Zeitgeschichte bereits angelegte Materialsammlung sehr zugute gekommen ist.

Der Verfasser weist in überzeugender Weise nach, wie sehr die Geschwister Scholl und ihr Kreis vom traditionellen Geist des deutschen Bürgertums, namentlich in seiner christlich-idealistischen und unpolitischen Ausprägung, beeinflußt waren, was sie am 18. Februar 1943 allein die „unpolitische“ Form des Fanals im Lichthof der Münchener Universität finden ließ, nicht jedoch die Fortsetzung des Weges in einen politischen Widerstand, „die sie aus ihrer Bindung an ihre Welt, die eine unpolitische, christliche, idealistische, bürgerliche und sehr deutsche Welt gewesen ist, hätte lösen können. – Es bleibt nach der Betrachtung der Geschichte der Weißen Rose als beherrschendes Gefühl ein Bedauern zurück, daß es in Deutschland, in München, im Jahr 1942 offenbar zu schwer war, Idealismus und moralisches Engagement unter die Kontrolle politischer Rationalität zu bringen, zu schwer, als daß Studenten dieser Schwierigkeit hätten Herr werden können“ (S. 151).

Trotz dieses kritischen Urteils wird Petry dem Widerstand der Studenten gerecht, wenn er schreibt: „Zu ihrer Zeit aber haben Hans und Sophie Scholl, Probst, Schmorell, Huber, Graf und Leipelt ein äußerstes Zeichen persönlicher und moralischer Integrität gesetzt, dessen politische Wirkungslosigkeit eben wegen des Ranges dieser Moral um so schmerzlicher ist. Als morali-

¹ s. FR XVI/XVII, 61/64, S. 147; FR XIX, 69/72, S. 159.

¹ Vgl. Inge Scholl: Die weiße Rose. Frankfurt 1952, Verlag der Frankfurter Hefte (FR V/19/20, S. 34). (Anm. d. Red. d. FR.)